

Die dritte Seite also, die dritte Seite einer mageren Zeitung, die doch ein neues Jahrzehnt eröffnete: 1920.

Die Ziffern eins und neun und zwei dieser Jahreszahl machten zusammengezählt zwölf, die Ziffern zwei und eins der zwölf machten zusammengezählt drei. Das neue Jahr hatte also die Quersumme drei. Die Oberin würde sagen: »Dreieinigkeit, der perfekte Rhythmus.«

Was würde dieses schöne, walzerrunde Jahr ihnen allen bringen?

Die Vorbesprechung des heutigen Abends im Carlo Felice in Genua, die die ganze Seitenmitte füllte, war rechts und links von zwei ganzspaltigen Werbungen für das neue Modell der Mailänder Isotta-Fraschini-Automobilwerke eingerahmt: »Chassis Tipo 8 1920: 8 cilindri, 60 HP«.

Es war zu lesen, dass der neu entwickelte Achtzylinder-Verbrennungsmotor in Reihe entlang einem Kurbelgehäuse montiert sei, dass das Dreiganggetriebe bis zu 140 Stundenkilometer ermögliche und das Chassis in individuell abgestimmten Farb- und Bezugsvarianten, ja sogar als dekapotables »Cabriolet« bestellbar sei. Die Erstausslieferung wäre im April 1920.

140 Stundenkilometer!

Margherita musste sich bei der reinen Vorstellung dieser Geschwindigkeit am Tresen des Zeitungskiosks festhalten. So schnell fuhr nicht einmal der neue Schnellzug von Venedig nach Mailand. Und das gar ohne Dach. Als ob zehn Rennpferde einer federleichten Calèche vorgespannt wären.

Ihre Mutter würde heute am späten Abend, wenn sie aus der Klosterschneiderei zurück in die Wohnung käme und die Zeitung überflöge, beim Anblick dieser Annonce fragen, ob der menschliche Körper das denn auf Dauer aushalte.

Und Margherita würde antworten: »Bestimmt, Maman, der menschliche Körper kann sogar das Fliegen aushalten! Schau doch die famose Amelia Earhart, die als erste Frau plant, den ganzen Atlantik zu überqueren. Eines Tages, wetten wir, fliegen wir Menschen durch das ganze Universum!«

Margherita sah wieder auf und hinaus auf die Piazza. Lisetta ging weiterhin vor der Tür des kleinen Ladens hin und her, hatte sich jetzt aber eine ihrer »Palette«-Zigaretten angesteckt, die Ettore gestern geliefert hatte. Lisetta hatte die Zigarettenstange wie

immer gleich im Kassenschrank versteckt, damit die Mutter sie nicht finden könnte, käme sie irgendwann einmal auf der Piazza vorbei. Was ja doch nie geschah, so viel, wie sie arbeitete. Das erste lackschwarze Schächtelchen dieser Stange hatte Lisetta wie jedes Mal mit einer Hingabe geöffnet, als käme es von einem Pariser Juwelier.

Die Zigarette, die sie aus der vielfarbigen Auswahl gefischt hatte, es gab fuchsiafarbene, senfgelbe, türkisfarbene, purpur- und pinkfarbene, immer mit dem charakteristischen Goldfilter versehen, war heute eine purpurfarbene.

Und das Purpur war wie gemacht für Lisettas hellen Teint und ihr dunkelblondes Haar!

Eigentlich, dachte Margherita, während sie ihr zusah, wie sie den Rauch mit Genuss einsog, um ihn dann in Wölkchen auf den morgensonnigen Platz zu blasen, war ihre große Schwester eine schöne Frau.

Wäre sie nur nicht so korpulent!

Während Lisetta draußen ihre Zigarette rauchte, blätterte Margherita auf die Schlussseite der heutigen Feiertagsausgabe, da ging es in der Rubrik »Corriere parigino«, die regelmäßig die Kulturnachrichten aus der Stadt der Künste abdruckte, um eine dort anscheinend viel diskutierte Ausstellung: In Paul Rosenbergs Pariser Galerie wurden an die vierzig im vergangenen Sommer entstandene Ölbilder des Malerrebellen Pablo Picasso gezeigt. Allerdings, schrieb der Pariser Corriere-Korrespondent, seien die Tableaus statt in Picassos gefeierter abstrakter Collagetechnik zu aller Überraschung in einem neoklassizistisch anmutenden Realismus ausgeführt, man sei »erschlagen von tumben, rundlichen Figuren« in »farbschreienden Kompositionen«.

Margherita stutzte.

Durfte ein Künstler vom Rang eines Picasso nicht im Ausdruck wechseln, wenn er auf der Suche nach neuen Inhalten war?

Die wenigen, doch präzisen Worte der Mäzenin Picassos, einer gewissen Eugenia Errázuriz, die sich bei der Ausstellungseröffnung einem Dialog mit dem Korrespondenten gestellt hatte, beantworteten Margheritas Frage. Sie musste beim Lesen schmunzeln: »Schönheit unterwirft sich keinen Dogmen. Schönheit ist Freiheit.«

Das ließ der Kritiker aber nicht so stehen, vielmehr fragte er abschließend süffisant, ob die in den Pariser Salons und Künstlerzirkeln viel geachtete Madame Errázuriz, zwar

eine betuchte Silberminenerbin, aber in Wahrheit doch nur eine chilenische Einwanderin mit patagonischem Indioblut, dies wirklich beurteilen könne.

Wer glaubte dieser Mann zu sein?

Ein solcher Schluss war unverschämt, ja, genau die blinde chauvinistische Polemik, die man zunehmend in den Feuilletons der Zeitungen und in den Reden der Politiker ausmachen konnte.

Wenn man genau las. Und genau zuhörte.

Hoffentlich bekam diese Eugenia Errázuriz, die sicher von Kopf bis Fuß eine Dame war, diesen Artikel nie zu lesen!

Margherita lehnte am Tresen, draußen klirrte der Frost, und der kleine Kohlenofen raunte hilflos gegen die Kälte an, doch ihr war plötzlich heiß vor Wut. Missgunst war für sie noch schwerer zu ertragen als schiere Dummheit.

Schon als sie noch sehr klein war, hatte sie die Mutter im Kloster, in der Schule oder auf der Straße immer gegen herablassende Kommentare verteidigen müssen. Und die waren überall zu hören gewesen. Ihre Mutter war eine von ihrem Mann verlassene Frau, ja sogar eine von ihrem Mann getrennte Frau. Und zu jener Zeit gab man noch allein der Frau die Schuld an allem, was in einer Familie passierte.

Was hieß zu jener Zeit?

War es nicht heute noch genauso?

Trotz des politischen Aufbruchs nach dem Krieg, in dem sich die meisten Monarchien Europas in Demokratien verwandelt hatten, trotz erster Staaten, die das Frauenwahlrecht einführten, trotz der zunehmenden Zahl mutiger Mädchen, die männliche Berufe wagten und Forscherinnen wurden, Ärztinnen, Anwältinnen, Schusterinnen, Gärtnerinnen?

Gar Unternehmerinnen wie Lisetta?

Denn der Alltag hinkte hinter diesen erfreulichen Entwicklungen hinterher. Die gut situierten Kundinnen der Mutter fragten sie noch heute, es sollte wohl scherzhaft klingen, war aber doch verletzend, warum sie den Vater ihrer Kinder nicht »hatte halten können«. Dreiste Handwerker, Kutscher oder Lieferanten, die im Kloster zu tun hatten, würdigten sie noch heute mit derben Avancen herab.

Und erst die vorlauten, weil verwöhnten Schulkinder der »besseren Familien«!

Zum Glück hatten Margherita und ihre Schwestern gut zusammengehalten, obwohl sie nach dem Aufbruch des Vaters und seinem Nicht-mehr-Wiederkehren auf engstem Raum hatten zusammenleben müssen. Im Gesindehaus des Klosters in der Via Orsoline bestand ihre Wohnung aus einem Gang, einer Stube und einer Schlafkammer. Eine Küche gab es nicht, denn das Gesinde, zu dem die Mutter und ihre Töchter jetzt zählten, aß mittags und abends in der Klosterküche. Gefrühstückt wurde nicht, die Mutter wärmte jeden Morgen um halb fünf Uhr früh eine Blechkanne mit Milchkaffee auf dem Kohlenofen, der die ganze kleine Wohnung heizte, dann gingen alle ihrer Wege.

An den Freitagabenden wurde der Gang ihrer Wohnung zum Waschzimmer, in dem die Mutter Margherita und ihre Schwestern in einer Zinnwanne sauber schrubbte und ihnen die Haare mit Kamillenpaste wusch. An allen anderen Tagen ging man in die allgemeine Badstube im Erdgeschoss.

Bevor sie in diese winzige Bleibe hatten ziehen müssen, hatten sie komfortabler gewohnt. Die Mutter hatte hier, auf der Piazza del Convento delle Cappuccine, ein kleines Nähatelier unterhalten, der Vater einen florierenden Zeitungskiosk. Doch dann hatte er die Familie verlassen, und die Mutter musste von einem Tag auf den anderen eine feste Anstellung annehmen. Die hatte sie im Kloster der Ursulinen gefunden, die zwei Zimmer im Gesindehaus, die auf den weiten Gemüsegarten der Klosterschule gingen, waren ihnen zur Heimat geworden. Es war zwar anfangs für die Kinder schrecklich eng gewesen, doch dafür lachten sie miteinander, halfen sich gegenseitig bei den Haus- und Schularbeiten und waren stolz auf die Mutter, die sich allein und ohne jeglichen Rückhalt mit ihnen durchs Leben schlug.

An die Zeit, in der sie noch in den lichten, hohen Räumen des Eckhauses der Piazza mit der Via Riccati, gleich über dem Zeitungslokal lebten, erinnerte sich Margherita kaum. Sie war die mittlere der drei Schwestern, und der Vater hatte sich nach Amerika aufgemacht, als sie vier Jahre alt war. Die Mutter hatte monatelang seine Anweisungen erwartet, wann und wie sie ihm mit den Töchtern nachkommen sollte. Irgendwann war dann ein Brief aus Chicago eingegangen. Mit einem Scheidungsansuchen. Der Vater hatte ihnen nichts hinterlassen außer seiner Kiosklizenz, die für die ganze Weststadt innerhalb der Wehrmauern galt, also von der Piazza dei Signori bis zur Porta Calvi, rund um den Borgo Cavour. Ein mageres Gut, das die Mutter aber ohne Zögern angenommen hatte.

Und diese Lizenz hatte den Kindern Glück gebracht. Alle drei Schwestern verdienten sich, sobald sie in die Mittelschule aufgenommen worden waren und abends bis zur Dämmerung ausgehen durften, ein gutes Taschengeld mit dem Zeitungsaustragen. Lisetta machte, bodenständig wie sie war, gleich nach der Mittelschule die Handelsschule und übernahm das Zeitungslokal bald selbstständig.

Man musste sich vorstellen, man schrieb das Jahr 1910!

Frauen waren, außer in der Alten- oder Krankenfürsorge, in öffentlichen Funktionen gänzlich undenkbar, konnten kein Kontokorrent bei einem Bankhaus eröffnen, geschweige denn ohne väterliche oder eheliche Erlaubnis aus der Stadt reisen. Doch die »putee perse«, die »verlorenen Mädchen«, wie man Margherita und ihre Schwestern bald im Städtchen nannte, stellten sich auf ihre eigenen Beine.

Margherita und ihre viereinhalb Jahre jüngere Schwester, die ihren Vater nie kennengelernt hatte, gingen zu den Ursulinen in die Schule. In Anbetracht der heiklen familiären Situation ließ man sie den Unterricht ohne Schulgeld absolvieren. Margherita war gut im Lesen, im Schreiben und in Musik. Und sie war gut im Turnen. Für die Fächer der höheren Töchter, Französisch, Englisch und höhere Mathematik, waren die Schwestern aus dem Gesindehaus nicht zugelassen, dafür hatte Margherita mehr Zeit für die Musik. Sie assistierte der Oberin in der Bibliothek, indem sie ihr beim Klavierspiel die Partituren umblätterte. Bald hatte sie alle Beethoven- und Brahms-Sonaten auswendig gekonnt, ebenso die Walzer und Nocturnes Chopins, der der besondere Liebling der Oberin war.

Umbertina, die Mutter hatte ihre Jüngste nach dem Vater benannt, wohl noch in der Hoffnung, er werde sie alle nach Amerika nachholen, half den Klosterschwestern im Gemüsegarten, bei der Obsternte und mit dem Geflügel und den Bienen. Dafür war sie wie gemacht. Denn sie war zwar ein hübsches Kind, aber »maulfaul«, wie die Mutter gern sagte. Böse Zungen nannten es »Stottern«. Die Klassenkameradinnen hänselten sie mit einem gemeinen Spitznamen: »Baltettina«, statt Umbertina. Die »Stotterin«. Doch mit den Pflanzen konnte sie, genau wie mit den Tieren. Im Klostergarten gab es Hühner, Puten, Gänse und einen Forellenteich. Und eben die Bienen.

Vor den Fenstern ging Lisetta weiter auf dem Platz hin und her und tat ihre letzten Züge, es war gleich acht Uhr, und der kleine Laden würde öffnen, eine Stunde früher als alle